

Freya Klier

**„ Verordnete Freundschaft „
Die Sowjetische Besatzung 1945 - 1994**

Berlin im August 2015

1.

Kürzlich fragte ich den Handwerker, der mein Türschloss reparierte und sich als Ostler entpuppte, ob er sich an Erlebnisse mit Sowjetsoldaten erinnere. Der Mann legte los, als wäre er nicht wegen meines Schlosses gekommen, sondern wegen dieser Frage: „ Die Russen, das waren arme Schweine. Die haben uns leid getan! 1970 war ich als Mot Schütze beim Manöver ´Waffenbrüderschaft´ dabei, das große von den Warschauer-Pakt-Staaten. Und beim 7 km-Lauf mit Sturmgepäck liefen die Russen direkt neben uns, aber mit einer doppelten Last: Während wir NVA-Soldaten nur das leichte Sturmgepäck 1 zu tragen brauchten, mussten die Russen das schwere Sturmgepäck 2 mitschleppen, über die gesamte Strecke! Da kamen zur Waffe, zur Decke und dem Kochgeschirr samt allen persönlichen Habseligkeiten noch eine Zeltbahn und ein langer, schwerer Mantel... Das trugen sie alles am Mann. Und wissen Sie, was das Verblüffende war? Die waren genauso schnell wie wir! Das waren zähe Burschen. Leid getan haben sie uns aber trotzdem... Überhaupt, die Russen waren nicht schlecht!“

Ein paar Schrauben-Drehungen weiter mündete der Erzählstrom des aus Schwerin stammenden Mannes in den entscheidenden Satz: Seine Vorliebe für den *Großen Bruder* galt vor allem dessen kleiner Schwester! Über Jahre hatte er ein heimliches Verhältnis mit einer russischen Zivilangestellten - auch dann noch, als er die Armee längst verlassen hatte.

So hautnah vollzog sich deutsche-sowjetische Freundschaft nicht allzu häufig. Oder doch?

Liebesbeziehungen waren anfangs verboten, später unerwünscht. Welche Folgen sie hatten, hing von der Ära ab, in der sie passierten: In der Stalin-Zeit konnten sie lebensgefährlich sein, waren sie auf jeden Fall mit großem Leid verbunden. Und was war, wenn aus einer solchen Beziehung ein Kind hervor ging?

In unserer Ausstellung erzählen zwei dieser Kinder, was ihnen und ihren Eltern widerfahren ist, und wie sie sich nach dem Mauerfall auf die Suche nach ihrem russischen bzw. ukrainischen Vater machten.

2.

Ein halbes Jahrhundert war die sowjetische Besatzung Teil unserer Wirklichkeit. Vermutlich jeder dritte DDR-Bürger könnte Erinnerungen an die „Freunde“, wie sie im Funktionärsjargon hießen, beitragen. Zeit wird es, sich der Sowjetherrschaft in der DDR mal wieder etwas genauer zuzuwenden.

Das erste Jahrzehnt, eng mit dem Namen Stalin verknüpft, spiegelt eine Abfolge von Grausamkeiten, es herrschte pure Angst. Doch schon unter Chruschtschow - und mehr noch während der 1970-er und 1980-er Jahre - nahmen versöhnlichere und pragmatischere Töne im Miteinander zu. Vor allem dort, wo Freundschaft nicht offiziell verordnet wurde, konnten - wenn auch nur vorübergehend - wirkliche Freundschaften entstehen.

In vielen Städten der DDR gab es abgeschottete Viertel der Sowjets, so auch bei uns in Dresden. Und es gab über die Stadt verstreute Kasernen - eine grenzte direkt an unser Wohngebiet. In den frühen 50-er Jahren - wir Kinder spielten auf der Straße - stürzte eines Tages eine Nachbarsfrau heran. Ihr Einkaufsnetz schwenkend, brüllte sie zu ihrem Mann am Fenster hinauf, in den Bäckerladen sei ein Russe eingefallen, stockbesoffen. Er grapsche über die Ladentafel in die Buttercremetorte, die Frauen hätten den Laden fluchtartig verlassen.

Wir Kinder rannten hin. Und sahen schon von weitem eine Mensentraube, die im Halbkreis um einen torkelnden, ständig einknickenden Soldaten herumstand. An seinen Händen, im Gesicht und auf der Uniform klebten tatsächlich Klumpen in rosa und weiß, ein Stück Torte quoll aus der Uniformhose. Der Russe war unbewaffnet und so sternhagelvoll, dass von ihm keine Bedrohung ausging. Er sank am Zaun nieder, zog sich hoch und steuerte schließlich im Zickzack seine Kaserne an. Ihm folgte eine Horde Kinder im Fluchtabstand.

Auf halbem Weg raste plötzlich ein russischer Geländewagen heran: Zwei Offiziere sprangen herunter, rissen den Betrunknen zu Boden und traktierten ihn mit einer unbeschreiblichen Brutalität. Dann warfen sie das reglose, blutige Bündel Mensch wie einen Sack in den Wagen und fuhren los.

Wir Kinder standen wie gelähmt. Und oft fragte ich mich später, ob der Soldat den nächsten Morgen überhaupt noch erlebt hat. Ich zweifle, denn er hatte dem Ansehen der Sowjetarmee geschadet. Bei sexuellen Delikten wurde da nachsichtiger verfahren.

Auch standen solche persönlichen Erlebnisse im Kontrast zur offiziellen Propaganda. In unseren Schulbüchern sahen wir die Bilder strahlender, am Kommunismus hämmernder Sowjetmenschen. Sie waren groß, stark und sahen aus wie Sieger: Ferne Helden, die Hitler besiegt hatten und die nun auf riesigen Mähdreschern einer leuchtenden Zukunft entgegenfuhren.

Und dann gab es noch die Russen - die aber waren bei uns. Ihre Kasernen wirkten wenig anheimelnd; die Marschblöcke der kahlgeschorenen Soldaten, die nicht zur Seite blicken durften, wirkten bedrohlich.

Lange dachte ich als Schülerin, bei den Russen und den Sowjetmenschen handele sich um zwei verschiedene Völker.

3.

Etlliches zieht sich durch die Geschichte der DDR: Vergewaltigungen, Verkehrsunfälle durch Trunkenheit am Steuer, Tauschhandel und Kleinkriminalität. Und zwar wuchs das Mitleid mit den oft hungrigen Soldaten, doch ging man ihnen möglichst aus dem Weg. Mit einer Ausnahme: Russische Militärobjekte übten eine magische Anziehungskraft auf Jungen aus.

So war denn auch mein Bruder der einzige in meiner Umgebung, der echte deutsch-sowjetische Freundschaft lebte. Mit etwa 12 Jahren zog es ihn zu einem verdeckten Stück Stacheldraht... zum Papirossy-Rauchen und um ein Tauschgeschäft abzuwickeln: Aus dem „Magazin“, dem einzigen und streng limitierten DDR-Journal, das in jeder Ausgabe mit einer Nackten aufwartete, riss er nach beendeter Lektüre meines Vaters die „heiße“ Seite heraus und verscherbelte sie an seine „russischen Kumpels“ hinter dem Stacheldraht - und sicher noch einiges andere. Für ihn hatten sie Namen, Gesichter und eine Herkunft: Er wusste genau, wer von

ihnen aus Kasachstan stammte, wer vom Don und wer aus der Ukraine.

Wenigstens er konnte sein Schul-Russisch anwenden. Eines Tages tauchte er zuhause mit einem toten, noch warmen Huhn aus der Russen-Kaserne auf, das er auf Befehl meiner Mutter sofort zurückbringen musste.

Vielleicht ließen seine Schilderungen meine Angst vor den bedrohlichen Fremden etwas schmelzen: Als Jugendliche trampete ich mit meiner Freundin nach Mecklenburg - und es war ausgerechnet ein LKW mit „Russen“, der da hielt.

Sollten wir das riskieren, als junge Mädchen? Andererseits: Wer hielt denn sonst?

Wir wurden auf die Ladefläche gezogen, auf der bereits eine ausgelassene Stimmung herrschte. Dem Trinken zu entgehen, hatten wir keine Chance: Zwei Äpfel wurden für uns ausgehöhlt und mit Wodka gefüllt. Und zwar mehr als einmal: Als wir ausstiegen, weil wir in eine andere Richtung weiter mussten, waren wir so besoffen, dass wir ins Gras rollten und erstmal unseren Rausch ausschließen. Diese Fahrt ist mir, vom Alkohol abgesehen, in guter Erinnerung. Andere DDR-Bürger hatten nicht so ein Glück, sie mussten die schwarzen Seiten der sowjetischen Besatzung aushalten. Und das, ohne dass sie jemals offen darüber sprechen durften und ohne, dass ihnen jemand half.

4.

Wieviele Soldaten, Offiziere und Zivilangestellte verbrachten über die Jahrzehnte einen Teil ihres Lebens in der SBZ, in der DDR? Historiker schätzen insgesamt etwa 10 Millionen... Das wäre eine ganze Menge.

Als im Frühjahr 1989 unter Michail Gorbatschow die ersten Besatzungstruppen abzogen, wurden sie mit Jubel und großer medialer Aufmerksamkeit auf den Bahnhöfen verabschiedet. Die Hunderttausende, die ihnen nach dem Mauerfall folgten, verschwanden - samt russischem Geheimdienst - dann eher unauffällig. Und nicht wenige Soldaten nutzten die Chance der nun offenen Grenzen, um zu desertieren. Erstmals riskierten sie dabei nicht mehr ihr Leben.

Zum Schluss noch eine Erinnerung des Dichters Gerald Zschorsch an die fremden Soldaten, die auch ihn als Kind faszinierten:

Wo Schafe drehn, da war ich
als Junge und als Strolch.
Und tauschte Fleischkonserven
gegen einen Dolch.

Russen, kurz vor Flauen
in der Barackenstadt.
Hatten Waffen, Uhren, Papirossy -
das Mundstück kniff man platt.

Beim Stadtgang Kindergesichter
aus hinter dem Ural.
Wer floh, wurde erschossen;
es galt Wappen oder Zahl.

(Gerald Zschorsch, „Zur elften Stunde“, Gedichte,
Suhrkamp-Verlag 2009)
